

# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Donnerstag, den 5. April 1832.

41

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modestück, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl., und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bei N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 18 fl. 12 kr. halbs und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Die Seeräuber.

(Fortsetzung.)

Nach einigen Einwendungen, fast demüthiger Art, folgte der Magister meiner Einladung, am Ende wohl mehr aus innerm Antriebe, mir dieß und jenes von dem nahe gelegenen Hühnenbette Dubberworth zu erzählen, als um in unserer Gesellschaft die Freuden einer Abendtafel zu genießen, für die der Wirth zu Sagard nur sehr mäßig hätte sorgen können. Indes ermangelten uns nicht Stubo's geisterheiternde und herzerfreuende Gaben, die nicht aus den Kellern des Hauses kamen, und die gute Laune des Antiquars ward in einem merklischen Grade gesteigert. Er lobte den Duft und die Farbe des Weins, und lächelte freundlich, als von D\*\*\* ihm sagte: „Ja Herr Magister, das ist nun meine Alterthumskunde, solchen alten Wein vom jungen zu unterscheiden. Der Gaumen hat auch seine Paläographie und sichere Kennzeichen, woran er im alten Wein, wie die Antiquare in einer alten Handschrift, Jahr und Land unterscheidet.“

„Jede Kenntniß,“ erwiderte der Magister, „die ihren Nutzen hat, und uns Vergnügen macht, ist ehrenwerth. Ich muß offenherzig gestehen, ich hätte in dieser Art Forschung auch mehr gethan, wenn dieß Studium einem armen Gelehrten so zugänglich gewesen wäre, wie das der alten Steine, die leicht erreichbar unter freyem Himmel liegen.“

Wir lachten über die bescheidene Antwort, und schenkten ihm noch oft das Glas voll, ehe die heranrückende Nacht das Mahl enden hieß. Wir schieden indes nicht von einander, ohne ihm vorher versprochen zu haben, am morgenden Tage in seiner Begleitung das bereits erwähnte, in der Nähe der Stadt Sagard gelegene Hühnengrab Dubberworth zu besuchen, welches das merkwürdigste, oder doch das größte auf der ganzen Insel seyn soll.

Am folgenden Tage erschien unser Führer genau zur verabredeten Stunde, doch meine Reisegefährten, die zu derjenigen Gattung von Menschen gehörten, welche am Morgen viel Vorbereitungen nöthig haben, um sich zu den Arbeiten des Tages geschickt zu fühlen, waren noch lange nicht gerüstet. Als sie endlich mit allen vorläufigen Anstalten fertig wurden, stand die Sonne schon hoch, daß uns kaum so viel Zeit übrig blieb, um in aller Eile Putbus vor dem Mittagess-

sen zu erreichen. Diese Berechnung machte, daß meine Gefährten durchaus keine Lust mehr hatten, sich des alten Grabesdenkmals halber aufzuhalten, und ich mußte mich entschließen, dem geduldig harrenden Magister diese Verzichtleistung auf die antiquarische Excursion anzukündigen. Ein unwillkürliches Zucken bewegte seine dünnen Lippen; er suchte es in ein Lächeln zu gestalten, doch war dessen Ausdruck nur trübselig, fast bitter. Er mochte die Weltkinder innerlich verdammten, die über die Sorge für den Leib, eine viel wichtigere Beschäftigung leichtfertig unterließen; indessen klagte er nicht, und erstickte glücklich einen aufsteigenden Seufzer. Nach einem augenblicklichen Besinnen nahm er mich hierauf beym Arm, führte mich gegen das Fenster, und sagte: „Der Lauf der Welt gibt es nicht zu, daß wir Dubberworths buschigen Scheitel, wie unser Rügenische Barde Kosgarten\*) sich ausdrückt, zusammen betreten. Es thut mir dieß ausnehmend leid, denn indem Sie auf die alte, nicht bloß schon vergangene, sondern verschollene Zeit eine seltene Aufmerksamkeit gewandt haben, so hätte ich Ihnen gern die ehrwürdigen Trümmer aus dem Leben dahingegangener Geschlechter gezeigt, und aus Ihren Bemerkungen wahrscheinlich Nutzen für mich gezogen. Da dieß aber nicht geschehen kann, so begnüge ich mich, Ihnen hier ein Heft zu übergeben, und um dessen Annahme zu bitten. Sie werden darin alte Sagen aufgezeichnet finden, wie solche das Volk sich hier erzählt, und die ich, mit kleinen Ergänzungen, welche die Kenntniß des Ortes und der Geschichte mir an die Hand gab, aufgezeichnet habe. Es scheint mir diese Behandlung gerecht, denn oft schließt sich die Sage an die Geschichte, und die eine kann aus der andern berichtigt, und gleichsam vervollständigt werden. Möge mein Geschenk Ihnen ein Vergnügen gewähren; mir ist es aber eine Freude zu denken, daß ein Freund alter Kunden meine Arbeit lesen wird.“

Ich weigerte mich anfangs die Gabe anzunehmen, doch er fuhr fort, mir seine Handschrift anzutragen, vorgehend, daß er keinen bessern Gebrauch davon zu machen wisse. Da er nun nicht nachließ, ich meinerseits den Werth des beschriebenen Papiers eben nicht hoch anschlug, und meine Gefährten mich zur Abfahrt drängten, steckte ich endlich das Heft zu mir, drückte dem alten gutmüthigen Manne die Hand, und eilte zum Wagen.

In Putbus, wo es noch keine Lesebibliothek gibt, und nur allein die Berliner Zeitung den Zusammenhang mit dem festen Lande und der Literatur unterhält, sah ich mich bald veranlaßt, nach dem beschriebenen Hefte, wie nach einem Lückenbüßer zu greifen. Ich fand darin, was mir der Geber angekündigt hatte, eine Sammlung örtlicher Sagen aus ferner und näherer Vergangenheit.

Die eigenthümliche Weise, in der sie mit einem Beysatz harmloser Ironie erzählt sind, zog mich an, und noch auf Rügen durchlas ich das Heft. Ich schaltete hier eine der Erzählungen ein, indem der Schauplatz der Begebenheit die Felsen der Stubenlammer sind.

Frerich war der einzige Sohn einer Witwe, die in dem Stranddorfe Sassen auf Rügen von dem kümmerlichen Ertrage ihrer Händearbeit und einer kleinen Baarschaft lebte, die ihr Mann ihr hinterlassen. Er hatte nemlich auf Stettiner Kauffahrteyschiffen als Matrose gedient, und durch kleinen Handel und guten Wandel Geld gesammelt, und war eben bedacht den schon erworbenen

\*) S. die Kalunken, eine Rügenische Kunde von Ludw. Theobald Kosgarten.

Schag auf einer Reise nach Holland zu vermehren, als ein heftiger Sturm sein Schiff auf die norwegischen Klippen trieb, und seinem Leben und Entwürfen in der Salzflut ein Ende machte. Obgleich nun das Schicksal des Vaters den Sohn vom Befahren der See hätte zurückhalten können, so geschah doch gerade das Gegentheil. Die Mutter, die nicht wieder heirathete, hatte dem Knaben so viel von des Vaters Fahrten, Schiffbrüchen und Abenteuern erzählt, daß er in der Meinung aufwuchs, die See wäre der eigentliche Wohnort der Männer, und das Land nur dazu da, um die Weiber darauf zurückzulassen. Bey solchen Gesinnungen fehlte es ihm auf der Insel seiner Heimat nicht an Gelegenheit seine Lust zu befriedigen, und noch hatte er das zwanzigste Jahr nicht erreicht, als er schon auf verschiedenen Schiffen, zuerst als Schiffsjunge, dann als Matrose, fast alle Häfen der Ostsee mehr als einmal befahren hatte. Ein so mackerer Seemann er auch geworden, so war er auf dem Lande doch ein schmucker Junge. Trotz dem Beyspiel seiner Gefährten, hatte er sich die schmutzige Lust des Tabakrauchens, und die noch schmutzigere des Tabakkauens nicht angewöhnt. Auf die häufigen Neckereyen, die er sich dadurch zuzog, pflegte er zu erwiedern, daß die Seefahrer der alten Hansa dieß bittere, abscheuliche Kraut weder im Munde verbrannt, noch zwischen den Zähnen zermalmt hätten, und trotz dem doch gute Seeleute gewesen wären, ja vielleicht entschlossener wie die heutigen, da sie mit größern Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt. Eine Folge dieser Enthaltfamkeit war, daß Frerich weiße und gesunde Zähne behielt. Außerdem liebte er gute Kleidung und weiße Wäsche, und glich darin den Theerjacken, die man in den Seestädten zu sehen pflegt, eben so wenig, wie ihnen die Matrosen in den Schauspielen gleichen, die man im Binnenlande schreibt und aufführt.

Mit diesen Eigenheiten, die Frerich von seinen Standesgenossen unterschieden, verband er eine Eigenschaft, die ihn sogar vor den meisten Menschen auszeichnete. Er war ein sogenanntes Sonntagskind und konnte Geister und Gespenster in der Nacht und am hellen Tage sehen. Zwar zweifelten viele an dieser Gabe, aber die Mutter pflegte den Zweiflern des Sohnes Tauffchein zu weisen, aus dem sich ergab, daß Frerich Liebermann am 16. May 1749 geboren war, welcher Tag in dem bezeichneten Jahr wirklich auf einen Sonntag fiel. Es konnte nicht fehlen, daß Frerich bey solchen Vorzügen in seinem Dorfe Aufsehen machte, und man weisagte ihm, daß er einst Schiffsherr und wohl gar Rheder werden würde.

Dieser ausgezeichnete Matrose erging sich einst in einem Sommermonat am flachen Meeresufer unterhalb der hohen Kreidefelsen, welche die Stuben-Kammern genannt werden. Die Sonne war eben untergegangen, und der Abendwind trieb die dunkelnde Flut gegen die Granitsteine an der Küste. Auf einem derselben gewahrte Frerich eine Jungfrau, die sich gegen das Wasser bog und ihr Gewand zu waschen schien. Frerich wäre nicht Frerich und nicht der schmucke niedliche Matrose gewesen, wenn er ohne Gruß und Wort bey einem jungen einsamen Mädchen hätte vorübergehen können. „Gott helf Euch,“ sprach er, „so wünsche ich es; wenn ich aber selbst worin helfen kann, so ist es mir sehr lieb.“ Auf diese Aneide wendete sich die Jungfrau freundlich um, und sagte: „Ich danke Euch für Euren guten Willen, und obgleich ich der Hülfe nicht bedarf, so bin ich doch bereit Euch zu helfen, wenn Ihr mit mir kommen wollt.“ Dieß gesagt hüpfte sie von Stein zu Stein, bis sie am festen Ufer neben Fre-

rich stand. Diesem gefiel die schlanke Gestalt und das liebliche Antlitz der Jungfrau und er erwiderte, daß ihm nichts Angenehmeres begegnen könne, als dorthin zu gehen, wohin sie ihn zu führen gedenke. „Wohlan,“ entgegnete sie, „so erwartet mich hier am Ufer, noch ist es früh, ich werde wiederkommen und Euch abholen.“

Frerich wäre lieber gleich mitgegangen, aber die Jungfrau hatte bey aller Freundlichkeit doch ein Benehmen, das ihm Achtung gebot. Er hielt sie also nicht auf, blickte ihr still nach und sah sie zwischen den Kreidepfeilern verschwinden. Ihre Rückkunft erwartend, setzte er sich auf einen Stein am Ufer und unterhielt sich mit seinen eigenen Gedanken. Er hörte den Abendkläser aufsummen, die Flut zwischen dem Steingeröll branden, den Wald über sich rauschen, und dieß einförmige Geräusch wiegte ihn endlich in einen tiefen Schlaf.

Im Traume hatte er ein seltsames Gesicht. Er sah sich plötzlich auf dem Marktplatze einer großen, belebten deutschen Handelsstadt. Als er um sich blickte, und die nächsten Häuser und das große Rathhaus betrachtete, wußte er, wo er sich befand. Er war in Riga an der Düna, der berühmten Handelsstadt des deutschen Ordenslandes an der Ostsee. Zugleich bemerkte er, daß ein zahlreicher Zug fröhlicher Menschen sich über den Platz zur großen Gildestube bewege. Sie waren festlich gekleidet, und voran schritten Spielleute mit Geigen und Blasinstrumenten, die eine lustige Tanzweise erklingen ließen. Aus diesen Anstalten entnahm er, daß es eine Gesellschaft sey, die sich aus der Kirche nach der Gildestube begeben, um dort eine Hochzeitsfeyer mit Tanz, Gesang, Schmaus und anderm Jubel zu begehen. Vermöge seiner fröhlichen Denkweise fiel es ihm alsbald ein, sich in diesen heitern Haufen zu mischen, wozu er wohl wußte, die Gastfreiheit Rigenscher Bürger nichts einwenden würde. Als er sich nun nach raschem Entschlusse mitten in jenem Zuge befand, bemerkte er, daß die Hochzeitgäste alle etwas alterthümlich gekleidet waren. Die Männer trugen schwarze Wämser und breite Unterkleider, ungefähr wie die Bewohner der Rügenschens Halbinsel Mönchgut sich bis auf den heutigen Tag kleiden, und auch die Weiber waren in ungewöhnlicher Tracht, und mit großen goldenen Ketten behangen. Anfänglich befremdete ihn dieser Umstand, doch da er die Gäste in freuherziger deutscher Rede sich unterhalten und ein Willkommen von ihnen hörte, wurde es ihm bald vertraut in ihrer Mitte, und er hielt die seltsame Kleidung für ein ergötzliches Fastnachtspiel, von dem er sich nur eine um so größere Lustbarkeit versprach.

So gelangte er nun im Zuge gehend zur Gildestube, die festlich erleuchtet und geschmückt war, und erblickte hier die jugendliche und schöne Braut. Ihr Anblick verfeßte ihn aber in ein viel größeres Erstaunen, als vorhin die ungewöhnliche Kleidung der Hochzeitgäste. Er erkannte in ihren anmuthigen, liebesheitern Gesichtszügen dieselbe Jungfrau, die er vor Kurzem am Strande der heimatlichen Insel gesehen hatte. Noch suchte er die Verwirrung, die dadurch in seinen Gedanken entstand, zu entwirren, als unter schallender Musik der Hochzeitreigen begann. Er mischte sich in die allgemeine Lust und hatte zu seiner Zeit und in seiner Reihe gleichfalls die Ehre mit der holdbläselnden Braut zu tanzen. „Ich habe Euch schon einmal gesehen,“ sagte ihr Frerich, „aber fern von hier.“ — „Freylieh,“ entgegnete sie, „haben wir uns schon einmal gesehen, guter Frerich, und wir werden uns auch noch einmal außer diesem Orte treffen.“

(Der Schluß folgt.)

## Nachruf an Göthe.

Sonett von Eduard Habel.

So hätte Dich auch, mächtig hohe Eiche  
Im Haine grünend deutscher Hochgefänge,  
Der Stunden unaufhaltsam Flutgedränge  
Erfast! Wer ruft nun aus dem fnygischen Reiche,

Von hehrem Hauch belebt, die bleichen Schatten?  
Wer wird, wie Du, durch süße Klänge rühren,  
Die Wahrheit im Gedichte zu uns führen,  
Das Glück der jungen Liebe und der Gatten?

O weine Erde, ströme glüh'nde Thränen,  
Denn nimmer kehrt der Meister ew'ger Lieder  
Zu dir herab, ein Liebling der Kamönen.

Du aber, Himmel mit den tausend Sonnen,  
Du schaue froh und freundlich zu uns nieder,  
Denn du hast einen Stern an Ihm gewonnen.

## Correspondenz-Nachrichten.

Mailand, im Februar 1832.

(Fortsetzung.)

Als Zwischenoper gab man indessen zu meiner größten Freude den „Othello,“ ob-  
schon die Mehrzahl des Publicums mit dieser Auswahl nicht zufrieden war. Ich kann  
es den Italienern nicht verargen, wenn sie am Ende des alten Liedes überdrüssig wur-  
den, selbst wenn es aus der Kehle einer Pasta sich hervorschmeichelt. Ohnehin ha-  
ben sie die Geduld, in welcher sie die Deutschen bey weitem übertreffen, eine  
Oper, die ihnen als neu geboten wird, zwanzig und dreyßigmal nach einander  
anzuhören, kein Wunder also, wenn diese Geduld zu Ende geht, so bald man  
ihnen eine alte Oper, die ohnehin schon jeder Barbier von der Introduction bis zum Fi-  
nale vom Blatte herabsingt, noch in den Kauf geben will. Für mich, individuell ge-  
nommen, war inzwischen, wie gesagt, die Aufführung des „Othello“ ein wahres Fest,  
ungeachtet ich die Oper vielleicht eben so oft gehört hatte, als irgend ein Italiener. Sie  
begleitete mich, so zu sagen, von Wien aus, denn ihre Vorstellung von Wild und der  
Heinefetter verherrlicht, war eine der letzten, denen ich im dortigen Opernhause  
bewohnte. Auch sonst habe ich sie schon hier und dort, bald ganz, bald in einzelnen  
Acten wieder vernommen. Demungeachtet versprach ich mir jetzt einen ganz besondern  
Genuß, das eigenthümliche Werk — denn ein solches bleibt es, und zwar eines der bes-  
sten des geistreichen Meisters, deutsche Kritiker mögen dagegen einwenden, was sie  
wollen — auch auf eigenthümlichem Boden und von eigenthümlichen Künstlern dargestellt  
zu sehen. Ja, einen „Othello“ muß man in der Scala, von einem Donzelli und von  
einer Pasta hören, um ihn ganz zu genießen. Ich weiß nicht, selbst die miserable Ver-  
ballhornung der großen Shakespeareschen Tragödie kam mir in dieser Luft und in  
diesem Klima weniger unerträglich vor, als bisher, ja, wie sich in dem großen Raume  
die großen Bilder nach und nach entwickelten, schienen sie mir sogar zu ihrer ursprüng-  
lichen riesenhaften Romantik emporzuwachsen, und ich sah denselben Gigantengeist wie-  
der auftauchen und an mir vorüberschreiten, der mir in der ersten Nacht begegnete, die  
ich auf dem Marcusplaz zu Venedig zubrachte. Donzelli ist ein Othello, wie ich noch  
keinen zweyten gehört habe — ächt nationell, ächt Rossinisch, Alles Leben, Leidenschaft,  
Blut, Flamme in und aus ihm — man versteht den wunderbaren Meister und seine  
Sprache erst recht, wenn er einen solchen Dolmetsch hat, der so ganz und vollständig  
in seinen Geist gedrungen ist. Wie seltsame Zauberblumen schießen da die herrlichen Me-  
sodien auf, im buntesten Farbenspiele einer heißen, fremden Sonne, voll Duft, voll

Glanz, beynahe verwirrend, betäubend und doch unser ganzes Wesen mit dem seligsten Entzücken erfüllend. Und dann kommt ein langweiliger deutscher Pedant, der in seinem ungeschlachteten Leichnam nie so viel Phantasie gehabt hat, um es über einen Leberreim oder über einen alten Spruch im neuen Gewande zu bringen, so ein Orso tedesco, wie ihn die schönen Mailänderinnen nicht mit Unrecht nennen würden, kommt mit lächerlicher Wichtigkeit und hebt die plumpe, ungelente Tasse, um dem Maestro divino Eins zu versehen, aber er verseht sich dabey nur selbst Eins, und er holt so weit aus, daß er, ehe er sich's versteht, auf die ungeputzte Nase fällt! — Tröste dich, herrlicher Rossini, einziger, unübertroffener! so lange noch eine Pasta und ein Donzelli deine Sprache sprechen, und so lange ein ganzes Italien, nein, ein ganzes Europa auf deine Sprache lauscht, die bald mit dem milden Schmerze einer weinenden Nachtigall, bald mit dem schmetternden Jubel einer trillirenden Lerche zu ihm spricht, stets neu, stets abwechselnd, stets mannigfaltig, so lange diese deine Sprache die Sprache der Welt bleibt, in der sich ihre heiligsten Empfindungen, ihre tiefsten, geheimsten, innersten Gefühle, ihre Sehnsucht, ihre Wünsche und Hoffnungen, ihre Ahnungen und Träume, ihr höchster Jammer und ihre überschwenglichste Lust verkündet, so lange wird dir Niemand etwas anhaben. — Wie gesagt, um Rossini's „Othello“ ganz zu verstehen und zu genießen, muß man den Othello von Donzelli, man muß aber auch, das versteht sich von selbst, die Desdemona von der Pasta singen hören, man muß endlich das ganze großartige Werk in der großartigen Scala zur Anschauung bekommen, in deren weitem, freyen, herrlichen Bau sich die gewaltige Instrumentirung erst recht erkennen und fühlen läßt. Die erste Vorstellung ging so zu sagen in der Wirklichkeit für mich verloren, denn kaum begann das Meer der Töne mich zu umbrausen und wie um die Brust eines fröhlichen Schwimmers seine frischen Wogen höher und höher um mich zu schlagen, kaum hatte Donzelli begonnen, und kaum hatten mich die ersten Klänge der Pasta titanenhaft, wie immer, erfaßt, so veränderte sich der Schauplay vor meinen innern Augen, und alle die geheimnißvollen Gewalten, die lange in mir geruht hatten, wurden wieder wach, Wesen, einer andern Welt gehörig, Schatten, aber doch voll Licht und Leben, märchenhafte Bilder flirrten und schwirren an mir vorbei, und ihr Flügelschlag umwehte meine Stirne und ihr Frühlinghauch unduferte meine Wangen. Ach! es war der alte Traum, schon so oft geträumt und doch nie ausgeträumt, von ewiger Jugend, und ewigem Glücke, und ewiger Freude, aber auch von ewigen Thränen und ewigem Schmerze — der alte Traum, aus dem ich so oft schon mit dem bitteren Gefühle der Täuschung erwachte und dem ich mich doch immer und immer wieder in die „Freundesarme“ warf, um darin auszuruhen von den Mühen des Alltagsdaseyns! Auch jetzt erwachte ich wieder daraus, als mich der letzte Seufzer der sterbenden Desdemona umgitterte, weich, schmelzend, melodisch, ganz Gefühl, Seele und Hingebung, wie die unveränderliche Liebe und Reinheit. Aber es ging doch Alles gut aus, und Niemand weinte, und Niemand hatte etwas verloren, als ich, und die Leute gingen vergnüglich nach Hause, bis auf Einen, und der Eine war ja doch nur ein — Narr! —

Der Leser wird mir dieses lyrische Intermezzo vergeben, wenn er bedenkt, daß hier von der höchsten Lyrik überhaupt, nemlich von der Oper, und zwar von einer Oper, wie „Othello“, und von einem Othello, wie Donzelli, und von einer Desdemona, wie die Pasta, die Rede war. Auch sind ja diese Zeiten mein Valet von Mailand, und ein solches mag immerhin etwas excentrisch seyn. Jetzt bin ich übrigens schon wieder abgetüßt und fahre in dem gesetzten Correspondententon, wie folgt, fort.

Sonst haben wir hier noch immer dieselben Balli, wie zu Anfange der Stagione, sowohl in der Scala, als in der Canobbiana. Die Leute lassen sich etwas vortanzen, weil sie selbst nicht allzu gerne und allzu häufig tanzen, denn in Mailand ist keine Rede von Fortunabällen, Kettenbrückenwalzern und guten Hirten-Cotillons; unter den hundert und hundert Affichen, die hier, wie in Wien, an allen Ecken prangen und den Wienern auch nichts an Größe und Massivität der Lettern nachgeben, findet sich kein einziger, der auf dieses Vergnügen Bezug hätte, und doch sind die Mailänder sonst eben so lebenslustig und unterhaltungsfüchtig wie die Wiener. Das macht, wie gesagt, weil sie sich lieber etwas vortanzen lassen, als selbst tanzen. Und haben sie hierin nicht Recht, sind sie in dieser Hinsicht nicht wahre feine Epitapher? Schiller meint freylich anders und sein Gedicht an den Tanz tanzt selbst, aber anders meinen es auch unsere tanzlustigen Schönen, die nach dem vierten Cotillon und dem vierten Walzer erst, so, was man sagt, recht ins Feuer kommen, wie ein Trinker nach dem Glase, welches das erste Duzend voll gemacht hat, erst durstig wird. Die galoppirende Lungen sucht tanzt freylich in der Galoppe voran, aber die Dame weiß sich so hübsch zu schminken, daß Nie-

mand den bleichen Tod bemerkt, welcher aus der Schminke hervorlaueret, und wollte ihn wirklich Eiser bemerken und den Geisterseher spielen, so würde man den Philister und Profaisien nur verlachen. Und doch sind die passionirtesten Tänzer gerade die größten Philister und Profaisien, es sind Marionetten, Pappmännchen, welche zum Tacte der Musik gedankenlos die Weinchen hin- und herwerfen, bis das Rad abgelaufen ist, oder der Draht stille steht, der sie treibt. Überhaupt bleibt eine gemachte Freude ein Unsinn, der Tanz, wie er bey uns betrieben wird, ist aber nichts, als eben eine gemachte Freude; Abends um so und so viel Uhr, heißt es, müssen wir par force lustig seyn, und wenn nun die Stunde schlägt, und wenn nun der Tanzmeister in die Hände klopfet, und wenn der erste Geiger den ersten Strich gemacht hat, da geberden sich die Leute richtig ganz toll, vor lauter Lustigkeit, bis endlich, oft erst mit der neuen Sonne, die Müdigkeit der Lustigkeit ein Ende macht! — Haben daher, frage ich noch einmal, die Mailänder nicht vollkommen Recht, wenn sie sich bequem in ihrer Loge oder Sedia ausstrecken und ihren Augen und Ohren ein Fest geben, indessen die Weine dabey Kraft haben und das Herz ruhig schlägt und das Blut seinen gesunden, gleichmäßigen Lauf behält? Selbst Privatbälle gehören hier zu den Seltenheiten, aber, kommen sie als Ausnahmen vor, so sind sie um desto glänzender, je reicher gewöhnlich die Familien sind, welche derselben unternehmen. Freulich erzählt man sich auch von einem Hausballe, wo die Gäste vom sinkenden Abend bis zum blinkenden Morgen mit nichts als acqua fresca bedient wurden, aber ich glaube, dieser Scherz ist eigentlich aus dem Französischen übersezt, so wie gar Manches, was uns als Anekdote aus dem Leben dargeboten wird.

(Der Schluß folgt.)

### K. K. privil. Theater an der Wien.

Freitag, den 23. März, zum Vortheile des Hrn. Nestroy zum ersten Male: „Nagel und Handschuh, oder: die Schicksale der Familie Maxenpufsch.“ Ganz neue Parodie eines schon oft parodirten Stoffes in 3 Aufzügen, von J. Nestroy.

Der Erzeuger dieses dramatischen Surrogats hat durch den erklärenden Zusatz auf dem Titel: Ganz neue Parodie u. s. w. und durch das abenteuerliche Namenverzeichnis der Personen auf dem Theaterzettel, schon vorhinein sich gegen alle strengeren Anforderungen der Kritik verwahrt, und somit die Region bezeichnet, in welcher er seine Anerkennung und seine Erfolge suchte. Das Stück nemlich ist nichts mehr und nichts weniger, als die Parodie der in allen möglichen dramatischen Gestalten schon vorgekommenen Geschichte des gemißhandelten, nachher auf den Thron erhobenen Stiefkindes Aschenbrödel, und diese Parodie besteht wiederum in nichts anderem, als daß der höchst biegsame Stoff, mit Beybehaltung derselben Personen, Charaktere und Begebenheiten, aus seiner ursprünglichen Sphäre in eine andere, der gedankenlosen Lachlust heimischere, herüber, oder vielmehr herabgezogen ist. Über die Procedur selbst wollen wir uns nicht weiter austassen, indem es, bey der entschiedenen Vorliebe des Vorstadtpublicums für dergleichen Popularisirungen ernster Gegenstände, sehr übel angebracht wäre, das Wesen und die Grenzen der Parodie bestimmen zu wollen; es fragt sich allein, ob der Zweck des Verfassers, der einzige, den er vernünftigerweise haben konnte, nemlich Lachen zu erregen, mit Erfolg und mit Wiß erreicht worden ist. Was das erstere betrifft, so kann Hr. Nestroy sich über die Willfährigkeit des Publicums nicht beklagen, welches seine Arbeit mit ungestörter Lust aufnahm, und ihn selbst durch wiederholte Beyfallsbezeugungen belohnte. Auch läßt sich, was den zweyten Punct anlangt, nicht läugnen, daß mehrere Scenen von höchst komischer Wirkung sind, und selbst dem ernstesten Beschauer ein unwillkürliches Lachen gleichsam abtroßen mußten. Hr. Nestroy hat durch einige frühere Arbeiten ein nicht unbedeutendes Talent in diesem Felde gezeigt, und namentlich durch seine letzte, in der That recht gelungene Parodie des Ballets „Adelheid aus Frankreich“ die gute Meinung der lachlustigen Theaterbesucher für sich gewonnen. An ächtem Wiß, an satyrischem Humor steht das heutige Product unstreitig seinem so eben genannten Vorgänger nach, auch streifen mehrere Einzelheiten, und meistens die für den beabsichtigten Zweck dankbarsten, nicht selten über die Grenzlinie des sittlich Erlaubten hinaus, allein, sey es nun, daß das treffliche Spiel der beschäftigten Personen, oder die wirklich glänzende Ausstattung des Ganzen, oder auch nur der schlechterdings unwiderstehliche Schluß des zweyten Actes das Ihrige thaten, das Stück gefiel nicht weniger als „der gefühlvolle Kerkermeister,“ und verspricht der Direction ein segenträufendes

Zugmittel zu werden. Der erwähnte Schluß des zweyten Actes besteht in einem Pas de trois, welches bey Gelegenheit der Brautschau und des damit verbundenen Festes im Pallaste des Bräutigams, von den H. Scholz, Nestroy und Hopp im elegantesten weiblichen Ballcostüme getanzt wird. Die Veranlassung, diese drey Männer in Weiberkleidung zu stecken, ist freylich, wie man im gemeinen Leben sagt, vom Zaun gebracht und lediglich der burlesken Theaterwirkung wegen herbegezogen, auch wollen wir die ästhetische Goldhätigkeit der Sache selbst nicht weiter untersuchen, allein lachenerregend ist sie, und es gab wohl keinen unter den Zuschauern, den die steife Unbehüllichkeit Hopp's, die riesige Gestalt Nestroy's und das kirschbraune, steinerne Gesicht Scholz's, alle drey im modernsten weiblichen Ballpuz, nicht wenigstens einen Augenblick aus der Fassung gebracht hätte. Freylich ärgert sich hinterdrein jeder, daß ihm so etwas geschehen konnte, aber er hat doch mitgelacht, er wird wieder mitlachen, und Verfasser und Direction haben ihren Zweck erreicht. — Die Aufführung war im Geiste des Stückes, und ganz dazu geeignet, diesem eine glänzende Aufnahme zu sichern; wir brauchen wohl nur die Namen der Mitwirkenden zu nennen, um die unverstehbare Quale des Gelächters zu bezeichnen. Hr. Carl spielte die Rolle des Stallknechts, der seinen ehelustigen Herrn repräsentirt, mit jener Ausgelassenheit, man könnte sagen, Keckheit des Humors, welche ihm schon so oft und so allgemein den Beyfall seines Publicums erworben haben. Bey einigen seiner Späße wendet sich wohl Zucht und Sitte schamroth hinweg, indessen man ist darauf gefaßt, und nimmt es daher mit derley Bedenklichkeiten nicht so gar genau. Unübertrefflich war Hr. Scholz als Vater der zwey an den Mann zu bringenden Mädchen. Seine Parthie ist die vom Verfasser am reichsten ausgestattete, allein auch ohne diese Auszeichnung würde seine überwiegende komische Kraft seinen Mitbewerbern den Vorsprung abgewonnen haben. Die Raufschene im zweyten Acte war von schlagender Wirkung. Mit vielem Fleiße und großem Erfolg, wie immer, schloß auch Hr. Hopp sich an seine Genossen auf der lustigen Fahrt an. Den unbedeutendsten, wenigstens für seine Persönlichkeit undankbarsten Part hatte Hr. Nestroy sich selber zugetheilt in der Rolle des jungen Ehestandscandidaten. (Die Leser werden uns verzeihen, daß wir uns dieser Umschreibungen bedienen, da wir es nicht über uns gewinnen können, die trivialen, durchaus wißlosen Namen der handelnden Personen, wie sie auf dem Bettel stehen, hier zu wiederholen.) So sehr komisch Hr. Nestroy auch seyn kann, in Parthien, wo er als Caricatur in abenteuerlich übertriebener Maske auftritt, so durchaus unwirksam und unkomisch ist er überall, wo er in seiner eigenen Gestalt zu erscheinen hat. Auch heute hatte man sich etwas ganz anderes erwartet, und fand sich daher, mit Ausnahme der erwähnten Tanz- und Verkleidungsscene, ungern getäuscht. Die weiblichen Rollen waren durch Mad. Kniesel, Dlle. Condorussi und Dlle. Weiler besetzt. Die erstere ist seit längerer Zeit ein Liebling des Publicums, im Spiel sowohl als Gesang. Für Beydes gab die heutige Rolle als Rosa oder Küchengretel vielfache Gelegenheit zur Auszeichnung. Das Quodlibet im dritten Act mit Hrn. Nestroy gefiel ungemein und mußte wiederholt werden. Auch Dlle. Condorussi war durchaus an ihrem Platze, und Dlle. Weiler sang ihre Arie bey dem Feste mit Fertigkeit und Geschmack. Das Arrangement und die Ausstattung war, wie wir schon oben bemerkt, anständig, ja glänzend. Die Decorationen trugen nicht wenig zur Aufnahme des Ganzen bey, vor allen aber die wahrhaft vortreffliche Schlußdecoration, eine Orangerie mit perspectivischer Fernsicht darstellend, gemalt von dem wackern Decorationsmaler Neefe. Die Musik des Hrn. Capellmeisters Adolph Müller, obgleich größtentheils eine Sammlung alter Bekanntschaften, hat doch mehrere recht gefällige und sangbare Stücke.

#### Modellbild XIV.

Kleid von schwedisch-blauem Chaly mit einem in Sevignie gelegten Leibe und einem tiefer gefetzten Kragen, nach einem Original von Hrn. Th. Petko, bürgl. Damenkleidmacher am Graben, im Trattnerhofs Nr. 618, im 2. Hof, 1. Stiege, 4. Stock, Thür Nr. 1.

Der Capote von Noir mit Gazebändern geziert, nach einem Original von M. Langger in der Kärnthnerstraße Nr. 983.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.